

„Wir haben etwas Neues gemacht“

Ein Interview mit dem Erzbischof von Kinshasa, Joseph Kardinal Malula

Joseph Malula, 1917 in Kinshasa geboren, hat seine philosophisch-theologischen Studien in seiner Heimat absolviert. Er wirkte längere Zeit als Pfarrer in seiner Heimatstadt und widmete sich in besonderer Weise der christlichen Schulung afrikanischer Intellektueller und galt in der Phase des Unabhängigwerdens des ehemals belgischen Kongo auch politisch als ein Mann von Gewicht. Er wurde 1959 Weihbischof in Kinshasa, ist seit 1964 Erzbischof dieser Diözese und seit 1969 Kardinal. Gegenwärtig ist er Präsident des Gesamtafrikanischen Bischofsrates (-symposiums) SECAM/SCEAM. 1972, während des großen Konfliktes zwischen dem Mobutu-Regime und der katholischen Kirche, mußte der Kardinal das Land vorübergehend verlassen.

HK: Eminenz, anlässlich Ihres silbernen Bischofsjubiläums sagten Sie, die Kirche Zaires und die Afrikas sei daran, erwachsen zu werden und – ganz christlich und ganz afrikanisch – ihr eigenes Gesicht zu bekommen. Wie weit ist diese Entwicklung, und was hat das II. Vatikanum dazu beigetragen?

Malula: Das II. Vatikanum hat durch seine Bestimmung der Kirche als Volk Gottes sehr viel dazu beigetragen. Diese hat es unserer Mentalität erleichtert, die Kirche zu verstehen. Vorher galt die Kirche als eine Angelegenheit von Bischöfen, Priestern und Ordensleuten. Die Volk-Gottes-Theologie des Konzils hingegen hat es uns erlaubt, die Verantwortlichkeit unserer Gläubigen – aller, die sich zugehörig fühlen – zu wecken und zu stärken. Dies gilt sowohl für die Aufgaben der Christen in der Gesellschaft wie für deren Mitverantwortung im innerkirchlichen Leben.

HK: Die Kirchenlehre des II. Vatikanums wäre demnach nicht nur ein neuer Ausgangspunkt für ein neues Miteinander in der Gesamtkirche, sondern in besonderer Weise Ansporn für eine neu erlebte und gelebte Kirchlichkeit hier?

Malula: Die Neukonzeption der Kirche als Volk Gottes war für uns ein Schlüsselerlebnis. Sie macht es möglich, daß sich alle Getauften und Gefirmten im vollen Sinn als Christen und für das kirchliche Leben und die Sendung der Kirche in der Welt mitverantwortlich fühlen ...

„Laien haben eine echte Leitungsverantwortung“

HK: Aber Ekklesiologie lebt nur, wenn sie konkret realisiert wird ...

Malula: Ich möchte das auch nicht als Idee, sondern als konkrete Verwirklichung verstanden wissen. Laien können bei uns auch tatsächlich viele Verantwortlichkeiten übernehmen und ausüben.

HK: Die Kirche in Zaire hat sich im Zuge der Verwirklichung des Konzils teilweise nicht eigene Strukturen, aber eigene Dienstämter gegeben, die „kleinen (Basis-)Gemeinschaften“ werden besonders gefördert. Wächst hier eine neue Kirchlichkeit heran?

Malula: Wir haben, ausgehend von der Kirchenlehre des Konzils und diese auf unsere afrikanischen Verhältnisse anwendend, etwas Neues geschaffen: Wir haben die neuen Laienämter, die Bakambi, also Laien an der Spitze von Pfarreien, die diese in allen Belangen mit Ausnahme des Sakramentalen leiten ...

HK: Es handelt sich also nicht um Gruppenleiter oder Laienhelfer mit Teilaufgaben, sondern um Gemeindeleiter an der Spitze von Pfarreien?

Malula: Hier in Kinshasa, in meiner Diözese, um Gemeindeleiter in der Pfarrei, allerdings mit allem, was in dem Zusammenhang zu beachten ist. Dem Gemeindeleiter steht selbstverständlich ein Priester als „Animateur“ zur Seite. Aber diese Laien, das hat es sonst noch nie gegeben, haben eine echte Leitungsverantwortung für eine ganze Pfarrei. Sie leiten die Pfarrei mit Hilfe einer Equipe, wie die anderen Pfarreien mit Hilfe eines Pfarrgemeinderates geleitet werden. Es handelt sich jeweils um dieselbe Organisation, nur daß gegenwärtig in dem ersten Fall die Leitung in den Händen von Laien liegt.

HK: Also praktisch fehlt ihnen nur die Weihe als sakramentale Bevollmächtigung für das Sakramentale ...

Malula: Sie haben keine sakramentalen Vollmachten, weil sie nicht ordiniert sind. Aber die gesamte organisatorische, auch liturgische Leitung der Pfarrei, die Verantwortung für Gruppen und Kommissionen in der Pfarrei, das ganze Pfarrleben ist in den Händen solcher Laien.

HK: Gilt das Ganze bereits als bleibende Errungenschaft, oder betrachten Sie das noch als Experimentierphase?

Malula: Wir haben gerade den 10. Jahrestag der Schaffung der Bakambi gefeiert. Kann man nach 10 Jahren noch von Experiment sprechen? Hier in Kinshasa sind es bereits über 20. Und Kinshasa steht nicht allein. Es gibt andere Diözesen, z. B. Kikwit, wo nach demselben Muster wie hier verfahren wird. In anderen Diözesen gibt es Laien ebenfalls als Verantwortliche in Gemeinden, aber nach anderen Mustern als hier.

HK: Eine Frage an den SECAM-Präsidenten: Gibt es Vergleichbares auch in anderen afrikanischen Ländern, oder bleibt Zaire bisher die Ausnahme?

Malula: Bakambi in unserem Sinne gibt es bisher nur in Zaire. Mir ist kein anderes afrikanisches Land bekannt, wo nach derselben Formel verfahren wird.

„Unsere Leute fangen an, mit der Bibel zu leben“

HK: Würden Sie sagen, die kleinen Gemeinschaften (communautés de base) sind eine unmittelbare Frucht des Konzils, wie der Einsatz von Laien im amtskirchlichen Bereich wenigstens eine mittelbare ist? Eigentlich begonnen hat es damit ja erst Jahre später, wenn ich recht informiert bin, gerade zur Zeit, als die Kirche hier in ihrem Aktionsradius stark eingeengt war.

Malula: Ich sehe darin eine Frucht des Konzils aufgrund der Tatsache, daß die Laien ein neues Bewußtsein ihrer Verantwortung für das Leben der Kirche erhalten haben. Diese Verantwortung bezieht sich nicht nur auf die Pfarrei, sondern auf das Milieu, in dem sie *ibr* Leben führen, vor allem in ihren Wohnvierteln. Das Konzil hat den Leuten z. B. die Bibel neu erschlossen. Bibellesung, das war vor dem Konzil praktisch – im Volk – etwas völlig Unbekanntes, jedenfalls bei den Katholiken. Inzwischen ist die Bibel zu einem wichtigen Kommunikations-(Lebens-)Element gerade in den kleinen Gemeinschaften geworden.

HK: Wird die Bibel so über die kleinen Gemeinschaften zugleich zu einem wichtigen Mittel der Inkulturation des Christentums im Alltag?

Malula: Absolut. Die Bibel ist bzw. soll ja Lebensnahrung des Christen sein. Wir haben zwei Tische: den Tisch der Eucharistie und den des Wortes. Wenn ein Christ verstanden hat, daß sein ganzes christliches Leben in seinem Milieu gelebt werden muß, weiß er auch, daß er für dieses Leben Nahrung braucht. Das geht nicht nur durch die Eucharistie, die zwar die Aufgipfelung von allem ist, sondern er braucht auch, wenn ich so sagen darf, den täglichen Tisch des Wortes. Dazu gehört, daß die Gläubigen die Möglichkeit haben, die Bibel gemeinsam zu lesen, darüber meditieren, um daraus leben zu können. Dabei geht es natürlich in einem ganz zentralen Sinne um Inkulturation. Denn Inkulturation ist letztlich nichts anderes als die Antwort, die Menschen Gott geben, entsprechend dem, was sie sind, und entsprechend dem Milieu, in dem sie leben.

HK: Würden Sie sagen, hier bei Ihnen und in den sogenannten Kirchen überhaupt komme die Bibel besser zur Geltung. Bei uns wird man kaum von der Bibel als täglicher Nahrung in einem Christenleben sprechen können? Die Bibelbewegung scheint trotz Konzil weit zurückzuliegen.

Malula: Die Situation hier ist diesbezüglich tatsächlich sehr verschieden von der Ihren. Seitdem es bei uns die Übersetzungen in die wichtigsten Volkssprachen (Lingala, Kiswaheli etc.) gibt, ist die Bibel zu einer ganz wichtigen Quelle christlichen Alltagslebens geworden. Unsere Leute fangen an, mit der Bibel zu leben, und reden gleichsam mit der Bibel im Mund, indem biblische Ausdrücke und Sätze in die Alltagssprache übernommen werden. Die Bibel ist jetzt auch zum selbstverständlichen Bestandteil des Gemeindelebens in Predigt und Katechese geworden.

Das gab es vor dem Konzil so auch nicht. Das ändert auch das Verhalten im kirchlichen Umgang miteinander. Vor dem Konzil sagte der Prediger, der Missionar zu seinen Gläubigen „meine Kinder“, auch wenn der Prediger knapp 30 und viele Zuhörer über 60 waren. Heute sagt der Priester „meine Brüder“. Sie sehen den Unterschied. Wir sind gerade über die Bibel auf dem Weg, ein Volk, eine Gemeinschaft zu werden.

HK: Welche Rolle messen Sie in diesem Rahmen der Liturgie bei, wo die Kirche Zaires in gewissem Sinn ja auch ihre eigenen Wege geht?

Malula: In der Liturgie war bereits die Einführung der Volkssprache ein ganz großer Schritt. Die Anstrengung, jetzt einen eigenen – zairischen – Ritus zu entwickeln, kommt ebenfalls vom Konzil her. Wenn wir heute ein viel lebendigeres Gemeindeleben haben, verdanken wir das in einem hohen Maße der Liturgiereform.

„Die soziale Sensibilität ist gewachsen“

HK: Den großen Unterschied zwischen uns und hier in der Teilnahme und im Mitwirken der Leute an der Liturgie merkt man sehr deutlich. Aber ist das nicht in erster Linie aus den spezifischen kulturellen Gegebenheiten zu erklären? Man hat den Eindruck, hier sei Gottesdienst zentrales Kulturereignis, in unseren Gesellschaften ist es, gesellschaftlich gesehen, eher Ereignis am Rande und steht mehr in Konkurrenz zu den verschiedenen Konsum- und Freizeitangeboten.

Malula: Ich würde lieber sagen: der Gottesdienst ist bei uns Zelebration, Feier, ein Fest; vor allem ein Fest. Man geht hin wie zu einem Fest, und die Menschen erleben das Herrenmahl wie ein Fest: die Lesungen, die Gesänge, die Tänze. Es ist wirklich ein Fest, wie es unserem Lebensgefühl entspricht. Und die Liturgie ist nicht mehr nur Sache des Priesters, der sie leitet, sondern alle Welt ist daran beteiligt, macht mit.

HK: Aber die Liturgie hat hier, so scheint mir, zugleich eine viel größere, zentralere kulturelle Bedeutung als bei uns, so daß sich darin auch mehr das Gemeinschaftsgefühl und die Persönlichkeit der Mitfeiernden ausdrücken kann.

Malula: Das ist mir zu europäisch gedacht. Die Feier, das Fest ist das eigentlich Bezeichnende.

HK: Nochmals zu den Basisgemeinschaften: Sind die neue gottesdienstliche Praxis und der andere Umgang mit der Bibel die eigentlichen Quellen des neuen kirchlichen Gemeinschaftslebens, das die Basisgemeinschaften darstellen?

Malula: Ich glaube, der erste Gesichtspunkt, das erste Ziel war, das christliche Leben in allen Bereichen des menschlichen Lebens zu leben. Früher war man Christ in der Kirche. Man kam zur Kirche, hörte die Predigt, kommunizierte. Man kam zur Kirche und zum Pfarrer wegen allem, auch wegen sozialer und kultureller Bedürfnisse.

Der Priester war für alle diese Bedürfnisse da. Aber das christliche Leben kann nicht nur ein bestimmter Tag in der Woche, in der Pfarrei sein, sondern muß das ganze Leben bestimmen. Es muß sich im Leben der Gläubigen dort ausdrücken, wo sie es leben: in ihrem Beruf, in der Freizeit, in der Familie, im Wohnviertel. Das Christentum beginnt nach der Messe. Es heißt, sich im täglichen Leben als Christ verhalten. Das heißt auch: in Gemeinschaft leben. Man ist nicht allein Christ, sondern mit den anderen. Dort, wo die Leute leben, wo sie sich kennen, wo sie miteinander umgehen, müssen sie als Christen auch konkret Solidarität üben, einander helfen, füreinander da sein. Dieses christliche Gemeinschaftsleben in den Wohnvierteln steht am Beginn der Basisgemeinschaften und ist deren eigentlicher Schwerpunkt.

HK: Könnte man also sagen, die Basisgemeinschaften seien die Verwirklichung des sonntäglichen Gottesdienstes in den verschiedenen Formen notwendiger werktäglicher Solidarität?

Malula: Es wäre mißverständlich, in dem Zusammenhang von Gottesdienst zu sprechen. Dabei denkt man immer an die Messe. Es geht um die praktische Verwirklichung des christlichen Lebens in Gemeinschaft als Leib Christi. Dies müssen Christen in ihrem Milieu leben, indem sie sich gegenseitig ihrer Nöte und Bedürfnisse annehmen. Die Basisgemeinschaften versammeln sich nicht nur, um das Wort Gottes zu hören, sondern man kommt zusammen, um sich gegenseitig zu helfen und die Lebensverhältnisse zu verbessern.

HK: Sind Basisgemeinschaften von daher nicht nur ein Element christlicher Praxis im Alltag, sondern auch ein Element des sozialen Wandels?

Malula: Ja, durch die von ihnen ausgehenden Initiativen zu praktischer Hilfe für Kranke und Notleidende, für die Alten etc. Auf diese Weise tragen sie unmittelbar zur Verbesserung der Lebensverhältnisse bei. Wir können jedenfalls feststellen, daß die soziale Sensibilität, verstanden als praktische Hilfsbereitschaft, durch die Basisgemeinschaften gegenüber früher sehr gewachsen ist.

„Die Theologie ‚existiert‘ in der Gemeinde“

HK: Wenn hier von sozialer Veränderung die Rede ist, werden meist zwei Ebenen von Solidarität unterschieden: die Solidarität innerhalb der traditionellen Strukturen (Stammessolidarität, Clansolidarität) und die Solidarität, die sich auf verschiedenen Niveaus der Gemeinwesen-Organisation auf alle bezieht. Sehen Sie in den Basisgemeinschaften ein neues soziales Ferment auch insoweit, als sie als Solidargruppen die Grenzen traditioneller Solidarität überschreiten und damit an der Bildung eines neuen Gemeinwesen-Bewußtseins mitwirken?

Malula: In jeder Beziehung. Sie helfen durch ihre Art von Solidarität die Grenzen der Clansolidarität zu überschreiten. Man bemüht sich um eine universale Brüderlichkeit,

begrenzt nicht mehr auf die eigenen Stammesgenossen. Man versammelt sich nicht als Angehörige eines Stammes, sondern als Christen. Wenn einer leidet oder in Not ist, wird in diesen Gemeinschaften nicht gefragt, ob er diesem oder jenem Stamm angehört, sondern man hilft als Christ. Bei Todesfällen z. B. kommt man nicht mehr zusammen, um nur um einen Stammesangehörigen zu trauern, sondern um Trauer und Hoffnung als Christen zu teilen.

HK: Wieweit schlagen sich diese verschiedenen Elemente einer neuen Kirchlichkeit auch in der theologischen Reflexion nieder? Wie beurteilen Sie unter diesem Gesichtspunkt die verschiedenen Versuche einer authentisch afrikanischen Theologie?

Malula: Das ist ein einfaches und zugleich schwieriges Problem. Einfach: weil es nicht anders sein kann, als daß wir den kulturellen Verschiedenheiten der Völker Rechnung tragen. Es ist ganz selbstverständlich, daß Menschen von ihren jeweiligen Kulturen her auf verschiedene Weise auf das Wort Gottes antworten. Alle Welt akzeptiert diesbezüglich die Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen, insofern ist das nichts Neues. Das Schwierige: Was ist Theologie im Grunde? Gespräch über Gott. Wenn wir verschiedene Weltsichten, verschiedene Arten haben, Menschen und Dinge zu sehen, dann ist auch klar, daß wir darauf auch verschieden reagieren. Was heißt das aber bezogen auf Gott? Gott hat in seiner Offenbarung zu uns gesprochen. Sein Wort wird aber je nach kulturellem Kontext verschieden aufgenommen. Entsprechend wird auch die Antwort verschieden sein. Dies und nichts anderes drückt sich auch in der Theologie aus.

HK: Was heißt das konkret auf Afrika angewandt?

Malula: Das Problem der afrikanischen Theologie stellt sich für mich so dar: Wenn bei Ihnen in Europa von Theologie die Rede ist, versteht man darunter vor allem die „systematisierte“ Theologie. Diese Theologie ist aber weitgehend eine Angelegenheit von Spezialisten. Die wirkliche Theologie, verstanden als Ekklesiogenesis, ist indessen viel mehr Angelegenheit des Volkes. Das Volk hört Gottes Wort, es antwortet darauf. Das ist Theologie im ursprünglichen Sinne. Die Arbeit der Fachtheologen folgt. Sie systematisieren das. Im Grunde heißt also afrikanische Theologie nichts anderes als studieren, wie das Volk auf den Anruf Gottes in seinem Leben antwortet. Diese Theologie „existiert“ in den Gemeinden, sie ist aber von den Fachtheologen noch nicht hinreichend systematisiert. Die Fachtheologie steht hier erst am Anfang.

HK: Wer dies hört, kann den Eindruck haben, es gebe sehr direkte Parallelen zwischen dieser Art, Theologie zu verstehen, und der lateinamerikanischen Befreiungstheologie: z. B. im Blick auf den Vorrang der Praxis vor der Theorie ...

Malula: Ich glaube nicht. Die Befreiungstheologie kommt aus dem lateinamerikanischen Kontext und ist an diesen gebunden. Sie sprechen dort von der Theologie der Befreiung, wir sprechen hier von Theologie der Inkultura-

tion. Natürlich ist das Wort Gottes ein befreiendes Wort, auch bei uns. Und natürlich enthält auch unsere Theologie befreiende Elemente. Wenn sie in den Basisgemeinschaften hilft, Stammesgrenzen auf eine größere Solidarität hin zu überschreiten, dann hat das eine befreiende Wirkung. Aber das ist nicht unser erstes Problem.

HK: ... sondern?

Malula: Unser Problem ist, wie der Afrikaner bis in seine Wurzeln hinein, in seinem afrikanischen Menschsein christianisiert werden kann.

„Es geht um den Menschen, der in der Tradition und in der Moderne zugleich lebt“

HK: Im Unterschied zur Befreiungstheologie wäre also afrikanische Theologie keine Sozialtheologie, sondern „anthropologische“ Theologie, sofern sie versucht, den Menschen in seinen kulturellen Wurzeln zu verstehen und für die christliche Botschaft zu öffnen?

Malula: Es geht einfach darum, Menschen in ihrer Tiefe, in ihren Kraftquellen, aus denen heraus sie leben, zu evangelisieren.

HK: Noch eine Frage zur Inkulturation. Bedeutet Inkulturation in Afrika Inkulturation in die traditionelle Kultur oder Verleiblichung des Christentums im sozial-kulturellen Wandel, wie er sich gegenwärtig vollzieht? Es gibt ja offenbar zwei Dimensionen: das, was der Afrikaner seiner Tradition nach lebt, und die vermutlich sehr viel komplexeren, dynamischeren, wechselhafteren Lebensverhältnisse, in denen sich ein Großteil der Bevölkerung heute befindet.

Malula: Es geht nicht um Tradition. Es geht um den Menschen heute, der in der Tradition und in der Moderne zugleich lebt. Wir möchten, daß dieser Mensch in seinem innersten Wesen Christ wird, dort, wo er sich am tiefsten und am realsten erlebt. In diesem Sinne geht es immer um einen doppelten Prozeß. Wir müssen die Tradition reinigen von allen Elementen, die mit dem Christentum unvereinbar sind. Dasselbe gilt aber auch gegenüber der Moderne und betrifft alle ihre Aspekte. Das Christentum gibt uns in beiden Richtungen die Kriterien dafür, was zu behalten und was auszuschalten ist. Also kein Traditionalismus auf afrikanisch, aber auch keine unkritische Übernahme des Modernen, weil es modern ist. Die Hauptfrage bleibt immer: Was verträgt sich, gestern und heute, mit dem Christentum und was nicht?

HK: Wie sieht das, um ein vielleicht schwieriges, aber konkretes Beispiel zu nennen, bezogen auf Ehe und Familie aus?

Malula: Es gibt bestimmte Ansichten zur Ehe nach traditionellem afrikanischem Muster, an denen sich zeigt, was westliche Menschen mißverstehen, z. B. die stufenweise Ehe. Wenn von Ehe in Etappen die Rede ist, dann meinen Kirchenmänner wie Europäer überhaupt, wir würden

quasi das Konkubinat vor der Ehe fördern. Das ist einfach falsch. Ehe in Etappen bedeutet bei uns nicht, daß man den jungen Paaren damit erlaubt zusammenzuleben. Es gibt natürlich Ausnahmen, aber traditionell und in der Regel hat die etappenweise Eheschließung nichts mit Konkubinat zu tun, sondern dient der Stabilisierung der Familie. Im übrigen sind die diesbezüglichen Tabus bei uns sehr strikt.

HK: Gibt es aber nicht auch den ganz großen Unterschied zwischen der Bevölkerung auf dem Land und im Busch und den Lebensverhältnissen in den Städten, wo die Eheschließung nicht mehr so sehr eine Angelegenheit zwischen zwei Familien, sondern zwischen den Partnern selbst ist?

Malula: Der Unterschied ist so groß nicht. Auch in den Städten wirken Sitte und Brauchtum noch sehr stark nach. Gerade in Ehefragen halten sich manche Volksstämme noch sehr genau an ihre Traditionen. Die Ehe ist für uns etwas sehr Sakrales. Viele Familien legen deshalb absolut Wert darauf, daß die guten Sitten beachtet werden.

HK: Herr Kardinal, eine der Eigenheiten Zaires, von der wir noch nicht gesprochen haben, sind eine Reihe von afrikanischen Schwesternkongregationen diözesanen Rechts. Mehrere Bischöfe haben sich ihre eigenen Kongregationen geschaffen. Sie selbst gehören zu den frühen Gründern. Was ist der Zweck dieser Neugründungen, sollen sie praktische Dienste zu Händen der Diözese oder der Bischöfe leisten, oder sind sie die ersten Boten einer neuen afrikanischen Ordensspiritualität und damit auch ein besonderes Element einer heimischer werdenden Kirche?

Malula: Sie sprechen auch da wieder als westlicher Mensch, der alle Initiativen nach Rentabilitätsgesichtspunkten bewertet. Was ist der Sinn solcher Gründungen? Jede Teil- oder Ortskirche muß sich bemühen, das Ordensleben als einen wichtigen Ausdruck christlichen Zeugnisses zu fördern. Aber wir bemühen uns zugleich um die Beheimatung (Inkulturation) des Ordenslebens bei uns. Wer mit beidem Ernst machen will, muß etwas Drittes tun: Gemeinschaften schaffen, begünstigen, die den Bedürfnissen unserer Kirche entsprechen.

HK: Missionskongregationen und Gesellschaften nehmen ebenfalls Afrikaner als Priester, Brüder oder Schwestern in ihre Gemeinschaften auf. Entspricht dies weniger den aktuellen Bedürfnissen bzw. gibt es Spannungen zwischen beiden?

„Ein Werk des Heiligen Geistes, für das wir dankbar sind“

Malula: Natürlich gibt es Probleme in den gemischten Kongregationen. Wenn Sie sie näher kennenlernen wollen, müssen Sie die Afrikaner und Afrikanerinnen fragen, die in diese Kongregationen eingetreten sind. Von Zeit zu Zeit kommen diese unter sich zusammen, um sich über die Probleme auszutauschen, die sich ihnen seit ihrem Eintritt

stellen. Sie sollten bei einer solchen Gelegenheit einmal mit ihnen sprechen.

HK: Und die Zusammenarbeit zwischen autochthonen und gemischten Kongregationen ...

Malula: ... Probleme wird es immer geben.

HK: Man spricht in Afrika insgesamt und speziell hier in Zaire von einer „Explosion“ geistlicher Berufungen. Wie sehen Sie diese Entwicklung? Sind viele Berufungen nicht auch darauf zurückzuführen, daß in der gegenwärtigen Situation die Kirche Sicherheit und – in Grenzen – auch soziales Prestige gewährt?

Malula: Ich glaube, wir dürfen auch das nicht rein weltlich sehen, sondern als Vorgang der Gnade. In Europa gibt es nur noch sehr wenig Priesternachwuchs. Wenn es bei uns mehr Berufungen gibt, dann sehe ich darin ein Werk des Heiligen Geistes, für das wir dankbar sind. Natürlich gibt es das auch, daß jemand, der Priester werden will, eine soziale Besserstellung sucht. Wir sind uns dieses Problems bewußt. Aber man kann nicht allgemein sagen, daß die jungen Leute, die in unsere Seminare und Klöster kommen, sozusagen nur die leichte Lösung suchen. Und wir kämpfen gegen diese Mentalität an.

HK: Eine Frage an den Erzbischof von Kinshasa wie an den SECAM-Vorsitzenden. Die Kirche ist in vielen Ländern Afrikas stark engagiert im Schulwesen. Spricht man mit Afrikanern, dann wird von vielen beklagt, daß der Einfluß auf die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Eliten gering bleibt. Und daß das in den jungen Staaten Afrikas – wir sprechen von den jungen Kirchen Afrikas, die afrikanischen Staaten sind noch viel jünger – ein gro-

ßer Schaden ist, der jetzt bereits sehr spürbar wird. Wie sehen Sie dieses Problem?

Malula: Die Schule ist in diesem Zusammenhang nur ein Faktor. Unsere Kirche verfolgt das Problem sehr aufmerksam, sie muß ja ihrem Weltauftrag gerecht werden, und Kirche sind nicht nur Priester und Ordensleute, sondern Kirche sind nicht weniger die Laien. Alle Christen haben eine große Verantwortung für die gesellschaftliche Entwicklung. Das Apostolat unter den Intellektuellen betrachten wir deshalb als eine ganz wichtige Aufgabe. Wir tun und taten viel in dieser Richtung. Ich war selbst darin stark engagiert, viel bereits vor der Unabhängigkeit. Unsere Zirkel für Intellektuelle sind ein Beispiel. Die hier in Kinshasa regelmäßig stattfindenden Wochen für katholische Intellektuelle ein weiteres. Aber bis die Arbeit Früchte trägt, braucht es Zeit.

„Ein afrikanisches Konzil? Ich hoffe es“

HK: Eine letzte Frage an den SECAM-Präsidenten: Kommt ein afrikanisches Konzil?

Malula: Sie wissen, daß die Idee ursprünglich von der Gruppe „Présence Africaine“ um Alioune Diop ausging, also von Laien. Die ökumenische Vereinigung afrikanischer Theologen (AOTA) griff die Idee auf. SECAM hat darüber mehrmals beraten. Es wird einige Zeit brauchen, bis es soweit ist. Persönlich möchte ich sagen: Es sprechen viele Gründe für ein solches Konzil. Es wäre sehr wichtig, daß wir uns auf kontinentaler Ebene über die großen Probleme Afrikas austauschen. Ob es dazu kommt? Ich hoffe es.

„Das Wachstum ist auch bei uns begrenzt“

Fragen an den Erzbischof von Abidjan, Bernard Kardinal Yago

Bernard Yago, Jahrgang 1916, stammt aus einem Dorf im Süden seines Landes, hat in seinem Land Philosophie, Theologie und am Institut Catholique in Paris Sozialwissenschaften studiert, ist seit 1960 Erzbischof von Abidjan und seit 1983 Kardinal.

HK: Herr Kardinal, wenn man bei uns über Afrika bzw. über die Kirche in Afrika spricht, entsteht der Eindruck, diese sei in voller Blüte und habe eigentlich wenn Probleme, dann nur Wachstumsprobleme. Die Wirklichkeit ist sicher um einiges komplexer. Wie sehen Sie sie im Blick auf Ihr Land hier und im Blick auf Schwarzafrika insgesamt?

Yago: Ich kann für mich nicht in Anspruch nehmen, für Afrika zu sprechen, auch nicht für Schwarzafrika, denn der Kontinent ist weit, und unsere Kommunikationsmöglichkeiten sind begrenzt. Oft ist es einfacher, sich über ein

europäisches Land als über ein anderes afrikanisches zu informieren. Wir kennen uns deshalb gegenseitig wenig. Hier in Westafrika ist es insoweit etwas besser, als es die regionale Bischofskonferenz der französischsprachigen Länder gibt, in der wir uns wenigstens einmal im Jahr treffen. Sie sprechen von Wachstumsproblemen: Man müßte genauer bestimmen, was darunter zu verstehen ist ...

HK: Es wird gesagt, die Kirche in Afrika befinde sich in voller Entwicklung. Man verweist auf die große Zahl von Erwachsenentaufen und auch noch auf die steigende Zahl geistlicher Berufungen. Wenn man die Kirche Afrikas mit den alten Kirchen Europas vergleiche, dann erscheine erstere gegenüber letzteren nicht nur als junge Kirche, sondern als Kirche voller Hoffnung.

Yago: Es ist richtig, unsere Situation hier ist recht verschieden von der in Europa. Dort sieht das Christentum